

TÖRN NACH UTOPIA

1930 geht der Deutsche George Dibbern auf die Fahrt seines Lebens. An Bord eines Segelschiffs findet er sein ideales Weltbild, an Land einen großen Fürsprecher: den Schriftsteller Henry Miller

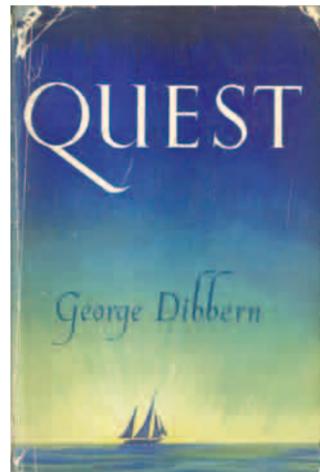
Text: Anette Selg

Fotografie: Archiv Erika Grundmann

1945 SOMES ISLAND IM Hafen von Wellington im Juni 1945. Seit vier Jahren ist der Weltensegler George Dibbern in Neuseeland interniert – als feindlicher Deutscher, als mutmaßlicher „Nazispion“. Der Tagesablauf ist streng geregelt, Besuch gibt es nur einmal die Woche für eine Stunde. Es sind die Briefe von Freunden aus aller Welt, die den drahtigen, braun gebrannten Mann am Leben halten.

Eines Morgens bekommt Dibbern vom Barackenältesten ein Kuvert ausgehändigt, aus „Big Sur, California“, der Absender ist ihm unbekannt. Nach dem Küchendienst geht er zurück in seine Holzkabine, legt sich auf das schmale Bett und holt zwei mit Maschine beschriebene Blätter aus dem Umschlag. „Lieber George Dibbern“, liest er. „Vor einigen Wochen hatte ich das große und äußerst lehrreiche Vergnügen, Ihr Buch ‚Quest‘ zu lesen.“ Der Briefschreiber hat von seinem Verlag erfahren, dass er interniert ist, will ihm helfen, bietet an, Geld und andere Dinge zu senden, die er zum Leben braucht – und, was viel wichtiger ist: Ihm gefällt „Quest“!

„Ihr Buch ist ein wunderbares menschliches Dokument des menschlichen Daseins. Die Schilderung einer geistigen Reise, weit mehr als einer wirklichen. All Ihre Gedanken über das Leben, den Krieg, uns Menschen, über die Bibel haben mich tief beeindruckt. Es gibt nur wenige unter uns, die wirklich eigenständig denken. Ihr Buch war ein wahres echtes Festmahl für mich.“ Der neue Freund ist selbst Schriftsteller, und er will sich Dibberns Werk annehmen. „Ich bewundere Ihren Geist, großherzig und weit wie der Walt Whitmans. Ich grüße Sie feierlich als einen der Guten und Aufrechten dieser Erde, als einen, auf



Originalausgabe 1941

den wir immer stolz sein werden.
Ein Freund, Henry Miller.“

George Dibbern liegt auf seinem Bett und könnte heulen vor Glück, darüber, dass er noch nicht vergessen ist in der Welt da draußen, dass Menschen sein Buch lesen und es verstehen. Er hat „Quest“ Ende der 1930er Jahre auf Englisch geschrieben, ein Buch über seine Segelreise von Kiel bis nach Auckland, über die Suche nach dem wirklichen Sinn seines Daseins. Als es im März 1941 beim Norton-Verlag in New York erscheint, befindet sich sein Autor bereits seit einem Monat auf Somes Island.

1930 Im Jahr 1930 war in dem gebürtigen Kieler George Dibbern der Entschluss gereift, Deutschland zu verlassen. Der 41-jährige Kapitänsohn wohnte mit Frau und drei Töchtern in Berlin-Bohnsdorf und hatte zuletzt als Notstandsarbeiter auf einem Berliner Friedhof neue Wege angelegt, gemeinsam mit anderen verzweiferten Gestalten, die von der Revolution, einem starken Heer oder einer Heirat träumten. Sie nannten ihn den „roten Indianer“, weil er vor Jahren in Australien und Neuseeland gelebt hatte, und lachten

ihn aus, wenn er zu ihnen von Verständigung und gutem Willen sprach.

Das Vehikel seiner Träume lag im Kieler Hafen vertäut, die „Te Rapunga“, ein zehn Meter langes, motorloses Segelschiff, der traurige Rest seiner früheren Bootsbaufirma. Der Schiffsname kam aus der Sprache der Maori und bedeutete so viel wie „dunkle Sonne“. Auch als Autoverkäufer, Schausteller, Chauffeur war Dibbern gescheitert, dazu litt er unter Asthma in den langen deutschen Wintern. Auf See war er nie krank gewesen. Er beschloss, mit der „Te Rapunga“ nach Neuseeland in ein neues Leben aufzubrechen – seine Familie würde er später nachholen.

Im Herbst 1930 segelte er in Kiel los. Zur Crew gehörten sein Neffe Günther Schramm als Steuermann und wechselnde zahlende Gäste, darunter von Kiel durchs Mittelmeer bis über den Atlantik Dorothee Freifrau von Fritsch, die mit ihrer gut gefüllten krokodilledernen Handtasche einen Großteil der Reisekosten übernahm.

Dibberns älteste Tochter war sieben, als der Vater die Familie verließ, danach hat sie ihn nie wieder gesehen. Frauke Dibbern, verheiratete Ploog, ist heute 89 Jahre alt, ihre Schwestern Sunke und Elke sind verstorben. Die Ärztin lebt in Wasserburg, einer mittelalterlichen Stadt in Oberbayern, die der Inn in einer Schleife umfließt. Wenige Eindrücke nur sind der Frau mit den weißen kurzen Haaren und den blauen Augen geblieben, die Ahnung, dass der Vater gelitten hat in Deutschland. „Ich hab die Erinnerung an ihn, als wir nach Berlin gezogen sind, 1929/30, dass er da mal auf dem Tisch gehockt hat, richtig so grau in sich zusammengefallen, und hatte die Hände voller Beulen, das waren irgendwelche Infektionen.“ >



Crew der Tasmanischen Regatta 1934



Te Rapunga



George und Eileen 1937

★
Das Leben auf der „Te Rapunga“ (links), sei es bei Regatten oder mit Lebensgefährtin Eileen Morris, schien George Dibbern (ganz oben, Zweiter von rechts) modellhaft für die Welt

G. J. Dibbern

„Diese spiegelglatte Riesentfläche ist unglaublich und unbeschreiblich. Wenn das Meer lebhaft bewegt ist, meint man immer, hinter dem Horizont müsse ein Rand, ein Ende sein. Jetzt aber habe ich das Gefühl, als gäbe es nirgendwo eine Grenze. Ich denke über die Wörter ‚Grenze‘ und ‚Zaun‘ nach und schüttele den Kopf, weil ich nicht weiß, was sie bedeuten.“

Aus „Quest“, 1941

Frauke Dibbern-Ploog holt ein dickes Fotoalbum aus einem Wandschrank, sucht nach alten Bildern des Vaters. „Er war ein ganz Schmal, sehr beweglich, er hatte etwas Jungshaftes an sich.“ Dann zeigt sie auf ein kleines Schwarz-Weiß-Foto: „Das war Vater. Er hatte eine sehr große Nase im Verhältnis und ein sehr schmales Gesicht, blaue Augen, ein dicker Puschelhaarkopf, ganz dunkel. Ein hübscher Mensch.“

Ihre Mutter Elisabeth, eine bildende Künstlerin, war 19, als sie George, damals noch Georg, Dibbern gegen den vehementen Widerstand ihrer Familie heiratete. Zehn Jahre hat das Ehepaar miteinander verbracht, zuerst auf einem kleinen Bauernhof im schleswig-holsteinischen Stocksee, später dann in Berlin-Bohnsdorf. Vor allem durch die expressionistischen Scherenschnitte der Mutter, die sie an Museen und Privatleute verkaufte, hielt sich die Familie über Wasser. „Als der Vater dann auf See war, hat sie für uns gekämpft wie eine Löwin“, erinnert sich die 89-Jährige. „Wir hatten alle drei Freistellen im Gymnasium. Eine Kränzchenfreundin meiner Großmutter unterstützte uns mit einem monatlichen Betrag. Nur Kunst hat Mutter von da an keine mehr gemacht.“ Frauke Dibbern-Ploog klappt das Fotoalbum wieder zu. „Wir haben immer gedacht, er kommt vielleicht mal zurück.“ Sie streicht über die Gürtelschnalle aus Perlmutter, die ihr der Vater geschickt hat. „Aber dann gingen die Jahre dahin, und dann kam eben der Krieg, und dann war ja alles ganz anders.“

Auf der langen Reise von Kiel bis nach Auckland lernte Dibbern in allen Häfen neue Menschen kennen. Er genoss das Zusammensein mit Abenteurern, die wie er außerhalb der Gesellschaft lebten und oft von der Hand in den Mund. Manchmal plagte ihn das schlechte Gewissen, weil er seine Familie alleingelassen hatte, doch er war überzeugt davon, auf dem richtigen Weg zu sein. „Je länger ich segele, umso näher komme ich der Möglichkeit, den Schlüssel zum Neubeginn zu finden, zur Gegenwart und für die Zukunft“, notierte Dibbern während der Atlantiküberquerung. „Immer bin ich Teil des Ganzen, bin eins mit dem Fliegenden Fisch, der wie eine Riesentlibelle übers Wasser flitzt und im Blau verschwindet.“

Im Sommer 1932 segelten Dibbern und Schramm vom Panamakanal nach San Francisco. Ohne Motor standen sie Hitze und Flauten machtlos gegenüber. Schramm tobte vor Wut, Kapitän Dibbern hingegen schaute aufs Wasser und meditierte. „Diese spiegelglatte Riesentfläche ist unglaublich und unbeschreiblich. Wenn das Meer lebhaft bewegt ist, meint man immer, hinter dem Horizont müsse ein Rand, ein Ende sein. Jetzt aber habe ich das Gefühl, als gäbe es nirgendwo eine Grenze, nirgendwo“, schrieb er. „Ich denke über die Wörter ‚Grenze‘ und ‚Zaun‘ nach und schüttele den Kopf, weil ich nicht weiß, was sie bedeuten.“

Nach Stationen in Kalifornien, Hawaii, Oahu und Britisch-Samoa erreichte die „Te Rapunga“ im März 1934 endlich ihr Ziel, den Hafen von Auckland. George Dibbern

hatte sich vor 15 Jahren schon einmal in Neuseeland durchgeschlagen. Aber vor allem hatte er sich in Dannevirke mit den Maori angefreundet. Er war mit ihnen zum Tanzen gegangen, zum Schafescheren, zur Ernte, zum Fischen – und er war Mutter Rangī begegnet, einer weisen und einflussreichen Maorifrau, die ihn wie ihren eigenen Sohn angenommen hatte. Was für eine Traurigkeit, als Dibbern bereits kurz nach seiner Ankunft erfahren musste, dass Mutter Rangī nicht mehr am Leben war! Dafür erteilte ihm an ihrem Grab die Vision seiner Schiffsflagge: weiß, mit einem roten Sankt-Georgs-Kreuz in einem dunkelblauen Kreis und einem blauen Stern in der linken oberen Ecke.

Dibbern sehnte sich nach seiner Frau und seinen Kindern, doch er wusste, dass sie mit den Zuwendungen von Freunden und der Wohlfahrt besser dastanden als vor seiner Abreise – und das Geld für ihre Überfahrt besaß er ohnehin nicht. Außerdem hatte er segelnd seine Mission gefunden: Er wollte eine Brücke des guten Willens sein, zwischen allen Menschen und Völkern. Auf seiner „Te Rapunga“ funktionierte es doch auch: Das Boot war immer offen, die verschiedensten Menschen saßen beieinander, versuchten, sich zu verstehen, und waren glücklich.

Im Sommer 1934 nahm Dibbern an der Regatta über die Tasmanische See nach Melbourne teil und gewann. Danach segelte er weiter, mit immer neuen Passa-

1934



Elisabeth Dibbern mit Töchtern 1930

Frauke, Sunke, Elke



Somes Island 1944

★
Stationen eines Suchenden:
die zurückgelassene
Familie in Berlin (oben),
Dibbern (rechts,
sitzend) und Mithäftlinge
im Internierungslager
in Neuseeland, der selbst
gestaltete Pass (unten)



Der Weltbürgerpass 1940

Henry Miller

„Ihr Buch ist ein wunderbares menschliches Dokument des menschlichen Daseins. Die Schilderung einer geistigen Reise, weit mehr als einer wirklichen. All Ihre Gedanken über das Leben, den Krieg, uns Menschen, über die Bibel haben mich tief beeindruckt. Ich grüße Sie feierlich als einen der Guten und Aufrechten dieser Erde, als einen, auf den wir immer stolz sein werden.“

Aus dem Brief an George Dibbern

gieren, die von einem Leben auf See träumten, und er hielt Vorträge – in Segelclubs, Schulen, in Stadthallen, im Radio. Dibbern sprach über seine Erlebnisse auf See, aber auch über seine Vision einer grenzenlosen, brüderlichen Welt.

Ende 1937 zerschlug sich für seine Familie in Berlin die Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen. Die Gestapo durchsuchte das Bohnsdorfer Reihenhause, Elisabeth wurde im Polizeipräsidium auf dem Alexanderplatz stundenlang über ihren Ehemann verhört. Sie warnte George davor, nach Deutschland zurückzukehren.

Erst Dibbern-Biografin Erika Grundmann hat Licht in diese dunkle Geschichte gebracht. Die Kanadierin hat zehn Jahre lang Dibberns Leben erforscht und dabei unzählige Artikel, Fotos, persönliche Dokumente ausgegraben – auch seine NS-Akte. Die neuseeländische Auslandsorganisation der NSDAP hatte den „Weltsegler Georg Dibbern“ 1937 wegen seiner „deutschfeindlichen Ansichten“ ins Visier genommen. Die Akte vermerkt: „Auf einem kleinen Segelboot reist Georg Dibbern seit nun schon mehreren Jahren über die Ozeane, meist mit 2–3 Reisegefährten. Herr Dibbern hält angeblich viele Vorträge. Die Hakenkreuzfahne an seinem Schiff zu führen hat er trotz unserer wiederholten Vorstellung abgelehnt; er sagt, er könne der Verständigung unter den Völkern besser dienen, wenn er alles ‚Provozierende‘ völlig beiseite lasse.“

Im November 1937 informierte die Ortsgruppe Montreal die Leitung in Berlin

darüber, dass Kapitän Dibbern „keine Nationalität und keine Souveränität anerkennt, an Bord seines Schiffes alle Rassen und Konfessionen willkommen heißt“ und zudem „eine selbst entworfene Fantasieflagge“ führt – „ein typischer Weltenbummler, der noch dazu durch seine ablehnende Haltung dem Dritten Reiche gegenüber schärfste Verurteilung finden muss“. Dibbern sollte der Reisepass entzogen werden, um ihn zur schleunigen Rückkehr nach Deutschland zu zwingen. Erst im September 1939 hat das Auswärtige Amt von einer Weiterverfolgung des Falles Dibbern Abstand genommen.

Dibbern segelte in diesen Jahren durch kanadische, amerikanische und neuseeländische Gewässer, mit unterschiedlichen Crews, aber fast immer mit Eileen Morris, einer jungen Neuseeländerin aus Napier, die seit Juni 1935 an Bord der „Te Rapunga“ lebte. Er arbeitete außerdem am Manuskript von „Quest“. Der Plan, sich gemeinsam mit Eileen und anderen Freunden in der einsamen Insellandschaft von British Columbia anzusiedeln, scheiterte, weil Dibberns Antrag auf Einwanderung abgelehnt wurde. Er hatte in der Anhörung die Frage, ob er Waffen tragen würde für sein neues Heimatland, mit einem klaren Nein beantwortet.

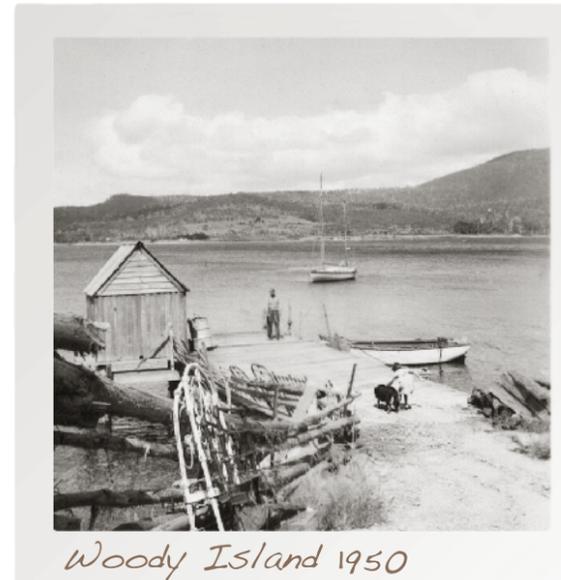
Als George Dibbern und Eileen Morris Ende Januar 1941 in Napier wieder an Land gingen, stürzte sich die neuseeländische Sensationspresse auf den deutschen Seemann und Kriegsfeind. Und die eigene blau-weiß-rote Fahne, die seit 1937

vom Mast der „Te Rapunga“ flatterte, beeindruckte die Behörden ebenso wenig wie die Tatsache, dass George Dibbern seinen deutschen Ausweis durch einen selbst gestalteten „Weltbürgerpass“ ersetzt hatte – „A citizen of the world and a friend of all people“ nannte er sich auf dem Papier, das 1940 in San Francisco sogar notariell beglaubigt worden war. Bereits zwei Wochen nach seiner Ankunft in Neuseeland wurde Dibbern in das Internierungslager Somes Island gebracht.

1945

An jenem Junitag 1945 aber läuft Dibbern glücklich über die eingezäunte Insel, immer wieder fühlt er nach dem Kuvert in seiner Jackentasche. Am Abend schreibt er dem neuen Freund, wie wunderbar es sei, dass es da draußen einen Menschen gebe, der ihn verstehe, und auch davon, wie nutzlos er sich fühle im Lager mit seinen Reden von Verständnis und Brüderlichkeit. Dibbern schließt seinen ersten Brief an Miller mit: „And now here my hand, my friend, aloha.“

Henry Miller ist zu dieser Zeit bereits ein weltbekannter Schriftsteller, 20 Werke sind bei Verlagen in Frankreich, England und Amerika erschienen, darunter „Wendekreis des Krebses“, „Stille Tage in Clichy“ oder „Der Koloss von Maroussi“. Und er hält Wort. Er verfasst einen hymnischen Essay über Dibberns „Quest“, der im Juli 1946 im San Franciscoer literarischen „Circle Magazine“ erscheint. Gleichzeitig



Woody Island 1950



Woody Island 1950



Cook Islands 1948

★
Auch später im Leben findet Dibbern keine Ruhe. Vier Jahre lebt er als Farmer auf einer kleinen Insel (oben rechts), doch immer wieder zieht es ihn auf See



Trans Tasmanian Regatta 1954

übernimmt er vom Norton-Verlag alle noch existierenden Exemplare von Diberns Buch. Er will sich selbst um den Verkauf und um mögliche Übersetzungen kümmern. Auf Diberns Bitte hin stellt Miller außerdem Kontakt mit Elisabeth und den Kindern in Deutschland her.

In den ersten Nachkriegsjahren senden Miller und seine Freunde zahllose Briefe und Pakete mit Lebensmitteln, Kleidung, Nähgarn und vielem mehr an Diberns Familie, die es gegen Kriegsende von Berlin in das württembergische Dorf Öhringen verschlagen hat. Vor allem zwischen Elisabeth Dibern und Henry Miller entwickelt sich ein reger Briefverkehr. Frauke Dibern-Ploog erinnert sich noch gut an die Post aus Amerika. „Wir waren am Verhungern nach dem Krieg, ich hatte Hungerödeme, bekam Tuberkulose. Henry Miller und seine Freunde schrieben uns Briefe und versorgten uns mit allen lebensnotwendigen Dingen. Und das, obwohl er Vater nur durch dessen Buch kannte.“

Im Oktober 1945 darf George Dibern das Lager auf Somes Island endlich verlassen. In Takapuna, auf der Nordinsel Neuseelands, bringen Eileen und er die „Te Rapunga“ wieder auf Vordermann. Im Juni 1947 kommt ihre gemeinsame Tochter Michela Lalani Morris, genannt Lani, zur Welt. Erst im Frühjahr hat Dibern in einem Brief an seine älteste Tochter eher nebenbei erwähnt, dass Eileen ein Baby erwartet. „Für Mutter brach eine Welt zusammen“, erzählt Frauke Dibern-Ploog. „Dass er leben solle wie ein Mönch, hatte sie nie verlangt. Doch ein Kind mit Eileen, das war dann doch etwas anderes.“ In ihrem Leid schreibt Elisabeth an Henry Miller, der mittlerweile zum vertrauten Brieffreund geworden ist. Miller antwortet salomonisch, dass er beide Seiten verstehe. Doch er verspricht, auch weiterhin und ungeachtet der neuen Situation seines Freundes George die Familie in Deutschland zu unterstützen.

Ende der 1940er Jahre können George, Eileen und Lani auf der generalüberholten

„Te Rapunga“ endlich wieder auf große Reise gehen. Dibern segelt mit immer neuen Gästen, schreibt, versucht Geld für Bootsreparaturen aufzutreiben. Vorträge hält er kaum noch, von seinen utopischen Ideen will in Zeiten des Kalten Krieges niemand mehr wissen. Dafür gewinnt George Dibern, der eigentlich am liebsten ohne Besitz leben will, im Mai 1950 in einer Lotterie 10 000 australische Pfund. Die Hälfte des Gewinns schenkt er dem Freund, der das Los ohne Diberns Wissen für ihn gekauft hat. Vom Rest erstet er für sich, Eileen und Lani Woody Island, eine kleine, einen guten Kilometer lange Insel vor der tasmanischen Ostküste. Zum Besitz gehören 120 Schafe, vier Kühe, ein Pferd. Doch nach drei Jahren verlässt Eileen mit Lani die Insel, ihr ist das Leben dort für das Kind zu einsam.

Alleine hält auch Dibern nichts mehr auf Woody Island. 1954 segelt er erneut die Trans-tasmanische Regatta, dieses Mal mit einer reinen Frauencrew – sein Beitrag zur Gleichberechtigung. Auch wenn die „Te Rapunga“ als Letzte ins Ziel geht, stürzen sich die Berichterstatter auf Kapitän Dibern und seine ausgefallenen Ideen. Aber die Stürme in Diberns Leben werden schwerer. In den folgenden Jahren erleidet er zweimal Schiffbruch. Sein Dasein dreht sich fast nur noch darum, die „Te Rapunga“ wieder seetüchtig zu machen. Für sein neues Manuskript zu „Ship Without A Port“ erhält er, trotz Henry Millers Engagement, nur Absagen. Anfang der 1960er Jahre lebt Dibern in Auckland, schlägt sich mit Gelegenheitsarbeiten durch. Noch einmal kommt es zu einer vorsichtigen brieflichen Annäherung mit seiner Frau Elisabeth in Deutschland. Er überlegt, seine Segelreise aus den 1930er Jahren zu wiederholen, von Neuseeland zurück nach Deutschland, um den Kreis zu schließen.



Am 12. Juni 1962 stirbt George Dibern im Alter von 73 Jahren auf einer Straße in Auckland an einem Herzinfarkt.

Im September 1962 reist Henry Miller, der den Autor von „Quest“ nie persönlich getroffen hat, nach Deutschland. Von Berlin aus schickt er einen kurzen Brief an Elisabeth Dibern: Er wohne bei Hildgard Knief und würde sich über eine Begegnung mit ihr sehr freuen. Ein Schauspielerfreund der Knief könne ihn fahren.

„Henry Miller ist nach München gekommen und hat einen Nachmittag mit Mutter und Sunke, der Jüngsten, verbracht. Doch sie haben nur dies und das ausgetauscht. Beeindruckt von seiner Art war Mutter nicht so sehr“, erinnert sich Diberns Tochter. Dafür kommt es durch Millers Fürsprache endlich zu einer deutschen Übersetzung von George Diberns „Quest“. 1965 erscheint im Hamburger Claassen-Verlag das Buch mit dem Titel: „Unter eigener Flagge“. Henry Millers Essay über George Dibern von 1946 wird in der deutschen Übersetzung zum Vorwort.

„Ich hab das Buch so wie einen guten Roman gelesen“, sagt Frauke Dibern-Ploog. „Dafür war Vater zu sehr entfernt, zu überhöht. Mutter meinte immer, er wäre ein Peter Pan gewesen – ewig Kind bleiben, keine Verpflichtungen haben, mit allen Menschen gut Freund sein. Seine Geschichte hat wohl viele angesprochen, für viele Männer hat er einen Jungstraum gelebt.“ ☺

.....
Autorin Anette Selg, Jahrgang 1968, aus Berlin, ist nur als Kind gesegelt – auf dem Bodensee. An dem Weltensegler Dibern fasziniert sie, mit welcher Leichtigkeit er sich sein Leben lang in neue Häfen aufmachte.

Erika Grundmann, kanadische Dibern-Biografin, hat mehr als zehn Jahre lang Material über den Segler gesammelt und das englische Original von „Quest“ neu aufgelegt, zu beziehen über: www.georgedibbern.com